

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 7

Artikel: Eine Seele [Fortsetzung]
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634491>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 7 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 17. Februar 1923

Ein Blatt aus der Knabenzeit.

Von Dranmor (Serd. Schmid).

Ich möchte schlafen gehn
Dort auf den grünen Matten;
Dort, wo die Tannen stehn,
Möcht ich in ihrem Schatten,
Befreit von Herzensqual
Zum letztenmal
Die blauen Wolken sehn
Und ewig schlafen gehn.

O lang ersehnte Luft,
Die Menschen zu vergessen
Und diese heiße Brust
In feuchten Tau zu pressen!
Kein Laut im weiten Raum —
Ein letzter Traum —
Und alles ist geschehn.
So möcht' ich schlafen gehn.

Ich habe lang gewacht,
Von süßer Hoffnung trunken,
Nun ist in Todesnacht
Der Liebe Stern versunken.
Sahr wohl, o Himmelslicht!
Ich klage nicht —
Doch wo die Tannen stehn,
Da möcht' ich schlafen gehn.

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

7

Charlotte streckte abwehrend die Hände von sich. „Ach, sagen Sie nichts davon! Ich vergehe ja vor Lust, wegkommen!“

„Nehmen Sie es also bildlich, wenn Sie wollen, und den Verhältnissen angepaßt. Mein Anerbieten bleibt natürlich bestehen.“

Charlotte wollte einen Dank sagen; aber Faber fuhr rasch fort: „Etwas müssen wir vor allem wissen: wenn Sie hier studieren würden, so wäre das wohl nur ein sehr teilweiser Fortschritt für Sie?“

Charlotte zuckte mit einer müden Bewegung die Schultern.

„Also auf alle Fälle: fort. Und wie, glauben Sie, könnte ich Ihnen behilflich sein oder worüber Ihnen etwa Auskünfte erteilen?“

Seine Bereitwilligkeit und Frische schien sie in eine freudige Bewegung zu versetzen, und sie mußte sich offenbar anstrengen, um eine klare, sachliche Antwort zu finden. „Ich müßte eigentlich sagen: über alles,“ antwortete sie nach kurzem Besinnen. „Ich bin so unberaten, unzulänglich in jeder Frage über geistige Dinge, weil ich mich immer nur mit Büchern und mit mir selber unterhalten habe. Junge Männer leben unter Altersgenossen mit ähnlichen Zielen und verkehren freundschaftlich mit Lehrern oder Professoren; ich bin immer allein gewesen; ich konnte mit niemandem reden, und niemand hat mir widersprochen oder

mich beraten; meine beiden Maturitätslehrer waren nichts weiter als Schulmeister; Gerold und mein Schwager sind mein bester Umgang gewesen. Ich komme mir wirklich vor wie — ach, es ist ein abgedroschenes Gleichnis —“

„Wie was?“ fragte er ernsthaft.

„Wie ein leeres, offenes Gefäß, so sagt man wohl. — Nun, zuerst müßte ich mich über das Studium erkundigen, dann über Lektüre für dieses Halbjahr, etwas Fach und viel Anderes, und dann — aber dies ist eine zu große Bitte — wenn Sie Mama kennen lernen und sie ein wenig vorbereiten könnten, daß ihr die Sache weniger ungeheuerlich erschiene?“

In diesem Augenblick klingelte es draußen, und Charlotte rief lachend: „Wie im Sprichwort! Es ist gewiß Mama. Sie nimmt nie einen Haus Schlüssel mit.“

„Können wir vielleicht ein andermal weiter beraten?“ fragte er. „Sie werden jedenfalls nicht zu mir hinauskommen wollen? Meine freien Stunden sind leider immer nur so eingestreut.“

„Aber warum sollte ich das nicht? Ich bin Ihnen ja so dankbar! Es scheint mir jetzt schon alles anders und so hoffnungsvoll!“ rief sie treuherzig und sah Faber mit einem warmen und glücklichen Blicke an.

„Es muß sich nun alles erst machen,“ sagte er zurückhaltend. Sie bemerkte, daß in seinen Augen eine Verän-

derung vorging. Er schien irgend einen Gedanken oder ein Gefühl hinwegzudrängen.

Jetzt öffnete sich die Tür, und Frau Hoch trat ins Zimmer. Die alte Dame machte auf Fremde stets einen imponierenden Eindruck. Sie war mit ihrer großen, ebenmäßigen Gestalt und dem sorgfältig frisiertem weißen Wellenhaar noch immer eine elegante Erscheinung, und sie hatte ein Lächeln für jedermann, dem sie, je nach der Person, für die es bestimmt war, mehr einen gütigen, gewinnenden oder herablassenden Ausdruck zu geben wußte.

Dem Professor begegnete sie mit ungekünstelter Liebenswürdigkeit. Sie freute sich, den bekannten Gelehrten, der einer angesehenen Familie entstammte, bei sich zu sehen und ihre Tochter in seiner Gesellschaft zu finden. Sie hatte seinen Vater als jungen Mann gekannt, und sie erinnerte nach den ersten Begrüßungsworten an diese Beziehung und beeilte sich zu erzählen, daß sie sogar einen ganz besonders schönen Ballabend als Partnerin des Präsidenten Faber verbracht habe.

„Er war ein ausgezeichneter Tänzer,“ sagte sie, „er führte seine Lanciers mit einer Sicherheit und Eleganz aus! Es war auch noch etwas Schönes um die alten Tänze! Ja, er stellte etwas vor mit seiner guten Gestalt und dem echten Fabergesicht — und was für ein begabter Mensch! Mit zweiundzwanzig Jahren hatte er schon den Doktor! Er war damals der Löwe der Gesellschaft; wir fühlten uns alle geschmeichelt, wenn er uns einmal seine Aufmerksamkeit schenkte. Grüßen Sie ihn von mir, ja, bitte, grüßen Sie ihn von mir. Es nähme mich wirklich wunder zu wissen, ob er sich an jenen Abend noch erinnert. Es war im alten Kasino, in dem weißen Kokosfächer — ja, es ist lange her — und ich glaube, der Anlaß war irgend ein Wohltätigkeitsfest.“

„Es wird Papa jedenfalls mächtig freuen, davon zu hören. Er hängt an seinen Erinnerungen und ist jetzt in den Jahren, da man sich gerne in die Jugend zurückversetzt. An den Sonntagabenden, die wir gewöhnlich zusammen verbringen, erzählt er mir ganze Geschichten von anno dazumal. Ich bin allerdings auch ein dankbarer Zuhörer; ich finde es immer höchst anziehend, wenn die alte Zeit mit ihren Besonderheiten heraufruft. Wir halten ja, was vor uns gewesen ist, meist für etwas komisch, womit wir natürlich vollkommen im Unrecht sind, besonders wenn man in dieser heutigen kopflosen Hasterei mitmachen muß; aber dieses bißchen scheinbare Komik, finden Sie nicht, macht die Erzählungen aus früherer Zeit gerade so rührend und reizvoll. Papa und ich sitzen oft am Sonntag bis Mitternacht oder länger bei unserem Glas Rotwein und geben Geschichten zum besten. Wenn es im Winter dann nach und nach kühler wird im Zimmer, so rücken wir immer näher an Papas Kachelofen, und schließlich sitzt der eine und der andere auf den Ofentritt, und da bleiben wir noch eine Weile, bis es auch dort ungemütlich wird und Papa sagt: „Aber ich habe ja morgen um 8 Uhr Dienst!“ Ich entschuldige mich dann natürlich, daß ich so lange geblieben bin, obwohl es für Papa der größte Kummer wäre, wenn ich seine Sonntagabende kürzen würde.“

„Ach nein, wie reizend!“ rief Frau Hoch entzückt; „und wie Sie das erzählen! Sie erinnerten mich eben ganz an

Ihren Herrn Vater. Siehst du nun, Charlotte, wie andere Leute über die alte Zeit denken und über die „veralteten Ideen“, wie du dich ausdrückst! Meine Tochter ist nämlich ein so modernes Wesen — Sie werden das ja übrigens gleich gemerkt haben —; wenn es nach ihr ginge, so wüßte man überhaupt nicht mehr, was Mädchen und was Buben sind.“

„Eigentlich hatte ich nicht ganz diesen Eindruck,“ sagte Faber mit einem höflich fragenden Blick auf Frau Hoch. „Gewiß nehmen ja unsere Wünsche heute moderne Formen an, wie das nicht anders sein kann; aber es schien mir eher, als ob im Gegenteil in Ihrer Fräulein Tochter das alte Blut der Väter rege, der Leute, die gewohnt waren, sich als Individuen zu fühlen und ihr Leben mit dem Gewicht einer überlieferten Verantwortlichkeit anzutreten. Ich kann mich irren?“

„Herr Professor,“ sagte Frau Hoch mit der sicheren Liebenswürdigkeit einer Dame, die gewohnt ist, daß man sich eine Ehre daraus macht, ihre Wünsche zu erfüllen, „weil wir nun schon an diesem Thema sind: es wäre mir wirklich von ganz außerordentlichem Wert, wenn ich einmal Gelegenheit haben könnte, mich ein wenig über diese Dinge mit Ihnen zu unterhalten. Unter vier Augen,“ setzte sie, zu Charlotte gewandt, hinzu. „Aber ich fürchte, Ihre Zeit ist zu kostbar!“

„Im Gegenteil, es wird mir ein Vergnügen sein,“ sagte Faber sich verbeugend. „Wenn ich mir vielleicht nächste Woche erlauben darf Sie aufzusuchen?“

Er sah, wie Charlotte ihn fröhlichen Auges beobachtete. Frau Hoch dankte mit verbindlicher Liebenswürdigkeit, und der Professor empfahl sich.

Als sich die alte Dame wieder zu Charlotte wandte, trug ihr Gesicht noch immer den etwas selbstgefällig erfreuten Ausdruck, den sie dem Besucher gezeigt hatte. „Wirklich ein charmanter Mensch!“ sagte sie. „Und diese Einfachheit und Natürlichkeit! Habt ihr euch gut unterhalten?“

„O ja, es geht.“

„Ist er lange bei dir gewesen?“

„Wohl über eine Stunde.“

„Was spricht er so? Hat er Interessen außer seiner Wissenschaft? Ach, jedenfalls doch; das sieht man daran, daß er sich sorgfältig kleidet.“

„Die Zimmer gefielen ihm, und dein Porzellan.“

„So? Nun, das läßt sich vermuten; man weiß in seiner Familie auch, solche Dinge zu schätzen. Ich wollte, du hättest mehr Umgang von dieser Sorte.“

„Siehst du, ein guter Anfang ist gemacht,“ sagte Charlotte fröhlich.

„Uebrigens, was ich dich fragen wollte, ich habe es vor Tisch über der Doktorsgeschichte ganz vergessen: dieser junge Klitt ist heute früh hier gewesen?“

„Ja, ich konnte ihm das Haus nicht verbieten.“

„Aber hoffentlich — hoffentlich bildet er sich doch nicht etwa ein —“ Frau Hochs Gesicht nahm einen stolzen und erzürnten Ausdruck an.

„Jetzt bildet er sich jedenfalls nichts mehr ein; denn ich bin ziemlich deutlich gewesen.“

„Wie? Du hast ihm von dir aus eine Abfuhr —“

„Ich habe einfach die Einladung zu einem Ball des Architektenvereins ausgeschlagen.“

„So, und das wird also hinter meinem Rücken abgemacht! So gehst du mit deinen Chancen um!“ rief Frau Hoch in jammern-dem, entrüstetem Tone.

„Aber du schienst doch eben noch zu wünschen, daß ich Flitt zu verstehen gebe —“

„Natürlich soll er seine Stellung zu dir kennen. Aber schade ist's um den Ball! Wenn du doch mit einem Herrn aus unseren Kreisen hättest hingehen können! Es sind schließlich unter den Architekten nicht alle Flitts, und gegen den Beruf an sich ist gar nichts zu sagen. Und du selber bist auch nicht besser und anders als die übrige Welt, mein superfluges Fräulein.“

„Ach Mütterlein,“ rief Charlotte lachend, „wenn ich überhaupt je einen Mann kriege, so wird es sicher dein Verdienst sein; und doch würdest du es sehr entbehren, wenn du niemanden mehr hättest, der dich ein bißchen plagt. Du würdest sofort vor Langerweile Fett ansetzen und um deine schöne Taille kommen.“

Damit stand sie auf und ging zur Tür. Frau Hoch schüttelte den Kopf, und, ohne ganz ein Lächeln unterdrücken zu können, seufzte sie: „So ein Kind, so ein Kind!“



Eine Idee höher! Nach einem Gemälde von Cheodor Sunk.

III.

An einem stürmischen Aprilmittag, der abwechselnd Regen und Sonnenschein brachte, fuhr Dr. Röhr mit seiner Frau Hilde in der elektrischen Trambahn nach dem Sanatorium Waldheim, das an diesem Mittwoch nachmittag von Steins Bekannten besichtigt werden sollte. Hilde saß mit hochgehobenen Röcken und etwas ungnädiger Miene in dem zügigen Wagen, in den jeder Neueintretende nasse Kleider und Straßenschmutz hineinrug.

„Stein hätte sich auch einen besseren Tag auslesen können,“ sagte sie gelegentlich zu ihrem Manne, als der Wind wieder einen Guß kalten Regens an die Scheiben warf.

„Dann wäre vielleicht die Sonne zu heiß gewesen,“ antwortete Röhr mit einem gleichmütigen Lächeln. „Oder du hättest dir den Fuß verrenkt.“

Hilde antwortete nicht und sah auf die andere Seite zum Fenster hinaus.

„Aber so, auf das Wetter abgelenkt, manifestiert sich die Hemmung ja ganz harmlos,“ setzte der Doktor in ver-söhnlichem Ton hinzu.

Hilde wandte sich halb herum und sagte mit einem

hilfslosen und mißmutigen Blick: „Braucht denn auch das einen wissenschaftlichen Schnörkel?“

Die Bahn war an einer Haltestelle angelangt, und herein trat Herr Stephan, der Röhrs begrüßte und sich Hilde gegenüber neben den Doktor setzte. Er erkundigte sich aufmerksam nach dem Befinden der jungen Frau und fragte, wie ihr der Abend bei Steins bekommen sei. Während er mit ihr sprach, heftete er seinen bewundernden Blick auf sie, so daß sie sich abwandte und an ihm vorbei sah. Der Doktor jedoch schien sehr erfreut über die Begegnung und teilte Stephan mit, daß er ihn längst habe aussuchen wollen, da ihm zu Ohren gekommen sei, Stephan spiele Schach, und er einen Partner suche.

„Nur zweimal in der Woche!“ bat Röhr. „Dienstags mache ich meine Partie in der „Krone“ und Freitags bei mir zu Hause. Wir essen dann erst gemütlich Abendbrot bei uns.“

Stephan überlegte einen Moment; sein Blick streifte Hilde, die gelangweilt durch die Scheiben sah; dann antwortete er: „Wenn Sie mit meinem sehr mittelmäßigen Spiel vorlieb nehmen wollen, so sage ich mit Vergnügen zu. Ich bin ja hier ganz allein, habe sehr wenig Verkehr und keine Verpflichtungen —“

„Also abgemacht. Hast du gehört, Hilde, Herr Stephan will mein Schachpartner sein.“

Sie sagte eine höfliche Phrase und streifte den jungen Mann mit ihrem verschleierten, jetzt fast melancholischen Blick, den er mit sprechendem Ausdruck erwiderte. (Fortf. folgt.)